

Nur um sicherzugehen: Das Ausdrucken ist nur für den persönlichen Gebrauch erlaubt. Es ist nicht supernett, diesen Artikel zu verbreiten. Es ist sogar illegal. Anderen einen Blendle-Link zu schicken ist aber kinderleicht.

Frankfurter Allgemeine
SONNTAGSZEITUNG
14.08.2016

Deutschlands beste Ausländer

Warum wir gehen. Trotz guter Ausbildung und guter Jobchancen

Während Politiker sich in zögerlicher Integration versuchen und rechte Stimmen vonseiten AfD und Co. Stimmung machen, hat sich längst eine neue Gruppierung entwickelt. Top ausgebildete Deutsche mit Migrationshintergrund beherrschen nicht nur die Sprache in Perfektion, sondern auch ihr Fachgebiet. Trotzdem fühlen sie sich benachteiligt. Nach ihrer Ausbildung in Deutschland stellen sie sich häufig die Frage, warum sich das Bleiben lohnt, wenn das Land so zerrissen scheint.

Es ist ein gewohntes Bild an einem Mittwochnachmittag. Auf dem Weg zur U-Bahn komme ich an dem türkischen Restaurant „Altin Sofra“ vorbei. Hier werden vor allem arabische, stark riechende Fleischbällchen in bunten Saucen verkauft. Hamid sitzt auf einem der Plätze vor dem Restaurant. Er grüßt mich im Vorbeigehen mit einem Kopfnicken. Hier, im kulturell bunten Berliner Norden, fallen wir nicht weiter auf. Hamid ist Türke, sein Haar schwarz, der Bart mittellang. Er trägt eine graue Jogginghose und ein verwaschenes Nike-T-Shirt. Ein paar Haare sprießen vom Rücken über den T-Shirt-Kragen. Ich, ein großer Halbfrikaner mit aufrechtem Gang. Meine braune Chino-Hose und das Mittelklasse-Polo-Shirt verraten, dass ich auf dem Weg zur Arbeit bin. Wir geben uns Mühe, nicht aufzufallen zwischen all den Menschen. Und das, obwohl sich unser Leben vom Großteil der Bewohner im Berliner Wedding unterscheidet.

Hamid und ich haben uns bei einem Dinner einer großen Unternehmensberatung kennengelernt. Mit einem Flugzeug hat man uns damals für ein Wochenende nach Portugal geflogen, um uns davon zu überzeugen, einen Job anzunehmen. Hamid studiert Energiewirtschaft, ist in verschiedenen Verbänden aktiv, gehört zu den besten fünf Prozent seines Jahrgangs. Zudem zieren die Signets einiger der begehrtesten Firmen der Welt seinen Lebenslauf. Ich bin Ingenieur, erst Maschinenbau-Bachelor in Aachen, nun Produktionstechnik-Master in Berlin. Derzeit bin ich der beste Student meines Jahrgangs und arbeite nebenbei an einem Projekt für den Verband der Deutschen Automobilindustrie (VDA). Hamid und ich sind das, was man in der Wirtschaft gerne als High-Performer bezeichnet. Uns gehört die Zukunft, soll das heißen. Mit harter Arbeit haben wir uns die Voraussetzungen erarbeitet, später mitbestimmen zu dürfen.

Wir sprechen mehrere Sprachen – fließend, versteht sich –, arbeiten neben dem Studium, absolvieren Praktika und füllen unsere Freizeit mit Aktivitäten, die wir

tabellarisch im Lebenslauf auflisten. Und trotzdem sieht man uns häufig nicht als Deutsche. Oft werden wir belächelt, weil wir fremde Streber sind, denen man den akademischen Erfolg nicht gönnt. Manchmal werden wir auch bewundert. Zum Beispiel dafür, wie gut wir die deutsche Sprache beherrschen. Komplizierte Fremdwörter, die ausländische und deutsche Sprachkünste häufig an den Rand ihrer Möglichkeiten treiben, bauen wir ganz unauffällig in unsere Sätze ein, als sei nichts dabei. Und das verbindet uns irgendwie: unsere Bildung sowie das tief empfundene Gefühl, in Richtung einer erfolgreichen Zukunft zu streben.

Und doch gibt es da etwas, das uns noch mehr verbindet: ein Gefühl der Unsicherheit. Denn Fremdenfeindlichkeit hat uns längst erreicht. Viel zu oft trifft Fremdenhass nämlich zuerst jene, die am besten integriert sind. Oder jene, die sich gar nicht zu integrieren brauchen, da es nicht etwa die Kultur oder Sprache sind, die sie von ihrer Umgebung unterscheidet, sondern die Hautfarbe, Nasen oder Haare.

Es ist nicht lange her, da haben Hamid und ich uns über unsere Erfahrungen mit Rassismus und Islamophobie ausgetauscht. Ich erzählte, wie ein Spaziergänger vor einigen Wochen an mir vorbeilief und mich dabei leise, aber dennoch gut hörbar einen Bimbo nannte. Hamid erzählte von einer Frau, die sich demonstrativ in der U-Bahn weigerte, neben ihm zu sitzen. Das Gefühl von Machtlosigkeit und Unverständnis, das uns beide in diesen Momenten übermannte, beschrieben wir nicht. Stattdessen schilderten wir die Gegebenheiten in einer kühlen, wissenschaftlichen Sprache, wie es sich für Akademiker gehört.

Der Fundus an Geschichten, in denen es um erlebte Abneigung geht, ist scheinbar unbegrenzt. Hamid und ich haben schon viel erlebt. Häufig sind es Kleinigkeiten und marginale Gesten, in denen sich das Fremdsein äußert. Nicht immer sind die Situationen so klar wie eine Beleidigung im Park. Zum Beispiel die ältere Frau an der Kasse eines Discounters vor einigen Monaten. Nachdem sie ihren Einkauf bezahlt hatte, bot sie mir das übrig gebliebene Kleingeld an – ist das Nettigkeit oder Rassismus? Die Grenze ist schmal. Mögliche Gründe für das Verhalten der Frau gibt es viele. Auch das habe ich mit Hamid diskutiert. Wann ist Diskriminierung wirklich Diskriminierung, wann macht man sich selbst zum Opfer? Wie jedes unserer Gespräche hatte auch dieses kein eindeutiges Ergebnis. Jedoch stellten wir zum Abschluss des Gesprächs fest, dass es schlimmer geworden ist. Die Abneigung gegenüber Fremden hat zugenommen. Ob es für uns noch erträglich ist, konnten wir nicht sagen.

Was Hamid und mich von so vielen anderen unterscheidet, sind die Möglichkeiten, die wir haben. Im Klartext soll das heißen: Wir können uns sowohl das Land als auch die Firma, für die wir arbeiten wollen, aussuchen. Damit sind wir ein Gradmesser für das aktuelle Klima in Deutschland. Denn wer sich hier nicht kulturell verwurzelt fühlt und hingehen kann, wo er will, bleibt nur, wenn er will. Und während große Firmen längst den Krieg um Talente begonnen haben und Büros mit Fitnesscentern

Bandräumen und Rutschen bauen, hat man in Deutschland das Gefühl, dass man sich noch immer fragt, ob man uns überhaupt haben will. Verschiedene Studien belegen, unsere Chancen hierzulande sind schlechter als die von Bewerbern ohne Migrationshintergrund. Und auch wenn man uns gerne mal medienwirksam aus Gründen der Diversität aufs Foto rückt, kann man sich ein deutsches Traditionsunternehmen wie Daimler oder BMW nur schwer mit einer dunkelhäutigen Führungsperson in einer Spitzenposition vorstellen. Veraltete Denkmuster, die in unserer Abstammung eine Verpflichtung zu gewissen Verhaltensmustern sehen, herrschen noch immer vor und verunsichern Deutsche wie Migranten gleichermaßen. Die Folgen dieser Unsicherheit stehen heute schon fest: Immer mehr von uns wollen weg. Das zeigen nicht nur Statistiken, sondern auch Blicke in den akademischen Freundeskreis. Es sind vor allem Studenten mit ausländischen Wurzeln, die sich für Jobs im Ausland interessieren oder weitere Titel an ausländischen Universitäten erwerben. Dabei geht es weniger darum, eine neue Heimat zu finden, als darum, dem Gefühl der Fremdheit im eigenen Land zu entkommen. Lieber fremd im Ausland als fremd in der eigenen Stadt, im eigenen Land, in der eigenen Nachbarschaft. Bleiben müssen nur die, die keine Wahl haben. Jene, denen die Welt aufgrund von mangelnder Ausbildung und Qualifikation verschlossen bleibt. Und so verschärft sich das Bild der dummen Migranten.

Deutschland hat ein Image-Problem bei seinen eigenen Bürgern, verursacht durch ein ständiges Hadern mit dem eigenen Profil. Während Länder wie Australien, Dänemark, Kanada und England längst Magneten für ausländische Toptalente sind, wartet man in der hiesigen Kultur lieber ab und tut zu wenig für einen besseren Ruf. Es fehlt an klaren Bekenntnissen der breiten Mitte. Am ehesten könnte man es so sagen: Ein Deutschland, das sich nicht klar zu seiner weltoffenen Identität bekennt, ist unsexy. Wie ein noch nicht in seiner Identität festgelegter Pubertierender hat ein solches Deutschland keine Anziehungskraft, um seine Talente zu binden.

Hamid habe ich nach unserem Gespräch einige Wochen nicht mehr gesehen. Für gemeinsame Aktivitäten fehlt oft die Zeit in unseren durchstrukturierten Terminkalendern. Als wir uns neulich zufällig begegnen, trägt er einen dunklen Anzug und eine breite Krawatte. Er hat gerade ein Stipendium für einen zweiten Master am renommierten Imperial College in London erhalten. Ob er sich vorstellen könne, danach in Deutschland zu arbeiten, frage ich ihn. Er zuckt mit den Schultern und sagt, dass seine Erfahrungen mit ausländischen Firmen unkomplizierter seien und die Jobs vielversprechender. Eigentlich, sagt er, sei er schon mit einem Fuß aus der Tür. Auch wenn er es hier mag, hat er wohl bessere Optionen, sagt er. Florian Martens

Deutschlands beste Ausländer

Warum wir gehen. Trotz guter Ausbildung und guter Jobchancen

Während Politiker sich in zögerlicher Integration versuchen und rechte Stimmen vonseiten AfD und Co. Stimmung machen, hat sich längst eine neue Gruppierung entwickelt. Top ausgebildete Deutsche mit Migrationshintergrund beherrschen nicht nur die Sprache in Perfektion, sondern auch ihr Fachgebiet. Trotzdem fühlen sie sich benachteiligt. Nach ihrer Ausbildung in Deutschland stellen sie sich häufig die Frage, warum sich das Bleiben lohnt, wenn das Land so zerrissen scheint.

Es ist ein gewohntes Bild an einem Mittwochnachmittag. Auf dem Weg zur U-Bahn komme ich an dem türkischen Restaurant „Altin Sofra“ vorbei. Hier werden vor allem arabische, stark riechende Fleischbällchen in bunten Saucen verkauft. Hamid sitzt auf einem der Plätze vor dem Restaurant. Er grüßt mich im Vorbeigehen mit einem Kopfnicken. Hier, im kulturell bunten Berliner Norden, fallen wir nicht weiter auf. Hamid ist Türke, sein Haar schwarz, der Bart mittellang. Er trägt eine graue Jogginghose und ein verwaschenes Nike-T-Shirt. Ein paar Haare sprießen vom Rücken über den T-Shirt-Kragen. Ich, ein großer Halbfrikaner mit aufrechtem Gang. Meine braune Chino-Hose und das Mittelklasse-Polo-Shirt verraten, dass ich auf dem Weg zur Arbeit bin. Wir geben uns Mühe, nicht aufzufallen zwischen all den Menschen. Und das, obwohl sich unser Leben vom Großteil der Bewohner im Berliner Wedding unterscheidet.

Hamid und ich haben uns bei einem Dinner einer großen Unternehmensberatung kennengelernt. Mit einem Flugzeug hat man uns damals für ein Wochenende nach Portugal geflogen, um uns davon zu überzeugen, einen Job anzunehmen. Hamid studiert Energiewirtschaft, ist in verschiedenen Verbänden aktiv, gehört zu den besten fünf Prozent seines Jahrgangs. Zudem zieren die Signets einiger der begehrtesten Firmen der Welt seinen Lebenslauf. Ich bin Ingenieur, erst Maschinenbau-Bachelor in Aachen, nun Produktionstechnik-Master in Berlin. Derzeit bin ich der beste Student meines Jahrgangs und arbeite nebenbei an einem Projekt für den Verband der Deutschen Automobilindustrie (VDA). Hamid und ich sind das, was man in der Wirtschaft gerne als High-Performer bezeichnet. Uns gehört die Zukunft, soll das heißen. Mit harter Arbeit haben wir uns die Voraussetzungen erarbeitet, später mitbestimmen zu dürfen.

Wir sprechen mehrere Sprachen – fließend, versteht sich –, arbeiten neben dem Studium, absolvieren Praktika und füllen unsere Freizeit mit Aktivitäten, die wir tabellarisch im Lebenslauf auflisten. Und trotzdem sieht man uns häufig nicht als Deutsche. Oft werden wir belächelt, weil wir fremde Streber sind, denen man den akademischen Erfolg nicht gönnt. Manchmal werden wir auch bewundert. Zum Beispiel dafür, wie gut wir die deutsche Sprache beherrschen. Komplizierte Fremdwörter, die ausländische und deutsche Sprachkünste häufig an den Rand ihrer Möglichkeiten treiben, bauen wir ganz unauffällig in unsere Sätze ein, als sei nichts

dabei. Und das verbindet uns irgendwie: unsere Bildung sowie das tief empfundene Gefühl, in Richtung einer erfolgreichen Zukunft zu streben.

Und doch gibt es da etwas, das uns noch mehr verbindet: ein Gefühl der Unsicherheit. Denn Fremdenfeindlichkeit hat uns längst erreicht. Viel zu oft trifft Fremdenhass nämlich zuerst jene, die am besten integriert sind. Oder jene, die sich gar nicht zu integrieren brauchen, da es nicht etwa die Kultur oder Sprache sind, die sie von ihrer Umgebung unterscheidet, sondern die Hautfarbe, Nasen oder Haare.

Es ist nicht lange her, da haben Hamid und ich uns über unsere Erfahrungen mit Rassismus und Islamophobie ausgetauscht. Ich erzählte, wie ein Spaziergänger vor einigen Wochen an mir vorbeilief und mich dabei leise, aber dennoch gut hörbar einen Bimbo nannte. Hamid erzählte von einer Frau, die sich demonstrativ in der U-Bahn weigerte, neben ihm zu sitzen. Das Gefühl von Machtlosigkeit und Unverständnis, das uns beide in diesen Momenten übermannte, beschrieben wir nicht. Stattdessen schilderten wir die Gegebenheiten in einer kühlen, wissenschaftlichen Sprache, wie es sich für Akademiker gehört.

Der Fundus an Geschichten, in denen es um erlebte Abneigung geht, ist scheinbar unbegrenzt. Hamid und ich haben schon viel erlebt. Häufig sind es Kleinigkeiten und marginale Gesten, in denen sich das Fremdsein äußert. Nicht immer sind die Situationen so klar wie eine Beleidigung im Park. Zum Beispiel die ältere Frau an der Kasse eines Discounters vor einigen Monaten. Nachdem sie ihren Einkauf bezahlt hatte, bot sie mir das übrig gebliebene Kleingeld an – ist das Nettigkeit oder Rassismus? Die Grenze ist schmal. Mögliche Gründe für das Verhalten der Frau gibt es viele. Auch das habe ich mit Hamid diskutiert. Wann ist Diskriminierung wirklich Diskriminierung, wann macht man sich selbst zum Opfer? Wie jedes unserer Gespräche hatte auch dieses kein eindeutiges Ergebnis. Jedoch stellten wir zum Abschluss des Gesprächs fest, dass es schlimmer geworden ist. Die Abneigung gegenüber Fremden hat zugenommen. Ob es für uns noch erträglich ist, konnten wir nicht sagen.

Was Hamid und mich von so vielen anderen unterscheidet, sind die Möglichkeiten, die wir haben. Im Klartext soll das heißen: Wir können uns sowohl das Land als auch die Firma, für die wir arbeiten wollen, aussuchen. Damit sind wir ein Gradmesser für das aktuelle Klima in Deutschland. Denn wer sich hier nicht kulturell verwurzelt fühlt und hingehen kann, wo er will, bleibt nur, wenn er will. Und während große Firmen längst den Krieg um Talente begonnen haben und Büros mit Fitnesscentern, Bandräumen und Rutschen bauen, hat man in Deutschland das Gefühl, dass man sich noch immer fragt, ob man uns überhaupt haben will. Verschiedene Studien belegen, unsere Chancen hierzulande sind schlechter als die von Bewerbern ohne Migrationshintergrund. Und auch wenn man uns gerne mal medienwirksam aus Gründen der Diversität aufs Foto rückt, kann man sich ein deutsches Traditionsunternehmen wie Daimler oder BMW nur schwer mit einer dunkelhäutigen

Führungsperson in einer Spitzenposition vorstellen. Veraltete Denkmuster, die in unserer Abstammung eine Verpflichtung zu gewissen Verhaltensmustern sehen, herrschen noch immer vor und verunsichern Deutsche wie Migranten gleichermaßen. Die Folgen dieser Unsicherheit stehen heute schon fest: Immer mehr von uns wollen weg. Das zeigen nicht nur Statistiken, sondern auch Blicke in den akademischen Freundeskreis. Es sind vor allem Studenten mit ausländischen Wurzeln, die sich für Jobs im Ausland interessieren oder weitere Titel an ausländischen Universitäten erwerben. Dabei geht es weniger darum, eine neue Heimat zu finden, als darum, dem Gefühl der Fremdheit im eigenen Land zu entkommen. Lieber fremd im Ausland als fremd in der eigenen Stadt, im eigenen Land, in der eigenen Nachbarschaft. Bleiben müssen nur die, die keine Wahl haben. Jene, denen die Welt aufgrund von mangelnder Ausbildung und Qualifikation verschlossen bleibt. Und so verschärft sich das Bild der dummen Migranten.

Deutschland hat ein Image-Problem bei seinen eigenen Bürgern, verursacht durch ein ständiges Hadern mit dem eigenen Profil. Während Länder wie Australien, Dänemark, Kanada und England längst Magneten für ausländische Toptalente sind, wartet man in der hiesigen Kultur lieber ab und tut zu wenig für einen besseren Ruf. Es fehlt an klaren Bekenntnissen der breiten Mitte. Am ehesten könnte man es so sagen: Ein Deutschland, das sich nicht klar zu seiner weltoffenen Identität bekennt, ist unsexy. Wie ein noch nicht in seiner Identität festgelegter Pubertierender hat ein solches Deutschland keine Anziehungskraft, um seine Talente zu binden.

Hamid habe ich nach unserem Gespräch einige Wochen nicht mehr gesehen. Für gemeinsame Aktivitäten fehlt oft die Zeit in unseren durchstrukturierten Terminkalendern. Als wir uns neulich zufällig begegnen, trägt er einen dunklen Anzug und eine breite Krawatte. Er hat gerade ein Stipendium für einen zweiten Master am renommierten Imperial College in London erhalten. Ob er sich vorstellen könne, danach in Deutschland zu arbeiten, frage ich ihn. Er zuckt mit den Schultern und sagt, dass seine Erfahrungen mit ausländischen Firmen unkomplizierter seien und die Jobs vielversprechender. Eigentlich, sagt er, sei er schon mit einem Fuß aus der Tür. Auch wenn er es hier mag, hat er wohl bessere Optionen, sagt er. Florian Martens

Beliebte Artikel

0,45 €

Auf Facebook gründen Rechtsextreme „geschlossene Gruppen“. Dort können sie ungestört zum Mord an Flüchtlingen aufrufen. Unser Autor hat sich eingeschmuggelt - und einen Monat lang Unfassbares erlebt

Zehntausenden Menschen gefällt das

VON JAN WERKENER

In der Gruppe „Die Runde“ wird wieder aufgeregt debattiert. Monika G. aus dem hessischen Friedberg berichtet, ihre zehnjährige Tochter sei an der Eisdiele von „drei dunkelhäutigen Neubürgern“ angesprochen und um

0,15 €

Long but comprehensible may be future of passwords

BY TODD C. FRANKEL AND ANDREA PETERSON

People tend to hate computer passwords, those often nonsensical jumbles of letters, numbers and special keystrokes said to be essential for digital security. The secret codes seem impossible to remember. It's why every log-in page has a "Forgot password?" life preserver. The struggle even has a name: password rage.

PAG

TH
An
Sp
exp
der

BY K

MR.
Hist
to
stum

can
thou
Ken